

- **1. Politicky, Schrecklich schön und weit und wild**

## **Schrecklich schön und weit und wild Warum wir reisen und was wir dabei denken**

Seit über vierzig Jahren reise ich. Zunächst nur für ein paar Wochen nach Worthing an der englischen Südküste, wo ich mit meinem Schulfreund Robs Englisch lernen sollte, aber lieber nach Brighton oder London mit ihm fuhr, um Plattenläden abzuklappern. Wenige Sommer später als Tramper kreuz und quer durch Europa oder, mit knappem Budget und umso größerer Naivität, als Rucksackfreak, der so ziemlich alles falsch machte, was man bei ersten Ausflügen auf die andre Seite des Mittelmeers falsch machen kann. Im Gegensatz zu den heutigen Backpackern, die im Grunde ein von der Globalisierung gezähmtes Völkchen sind, verstanden wir uns als Nonkonformisten, die sich auch in ihrer Form zu reisen von der Elterngeneration absetzen wollten. Ob wir wirklich „freier“ als sie waren, wenn wir wild in griechischen Buchten campen oder neben dem jugoslawischen Autoput unsern Schlafsack ausrollten? Spätestens seit Mitte der neunziger Jahre reise ich als einer, der sich die Hälfte seiner Zeit sonstwo herumtreibt oder eingemietet hat, ob als Pauschaltourist oder auf eigne Faust, ob für ein Buch, eine Reisereportage oder „einfach so“, ob für ein verlängertes Wochenende oder für Monate (...)

Vielleicht war Reisen so etwas wie der kleinste gemeinsame Nenner meiner Generation, mit Sicherheit galt es uns als Synonym für Freiheit schlechthin. Bei Billigbier und Erdnüssen aus der Dose diskutierten wir die aberwitzigsten Reiseziele; wer nur mal Badeurlaub an der Adria machte, mußte es heimlich tun, um nicht als Spießler abgestempelt zu werden. Niemals jedoch diskutierten wir die Sache selbst.

Im Rückblick mutet es seltsam an, daß wir als Vertreter einer notorisch kritischen Generation das Reisen nicht mal ansatzweise „hinterfragten“. Und erst recht keiner die Frage aufwarf, die das Zwanghafte eines permanenten Willens zum Aufbruch ins Visier hätte nehmen können – die Frage, warum wir überhaupt reisen. Wieso waren wir so anhaltend heiß darauf, Abenteuer in der Fremde zu bestehen, und was brachte derlei am Ende außer Erkenntnissen, die man besser gar nicht gewonnen hätte? War das Reisen – also alles, was mehr oder weniger prononciert über einen Urlaub hinausgeht – nicht eine furchtbar ambivalente Angelegenheit? Und, im Gegensatz zu den Reisen der Phantasie, fast immer *auch* desillusionierend? (...)

Meine Welt als Reisender war weit und wild gewesen. Dem jugendlichen Grundgefühl, daß „da draußen“ ein unerschöpfliches Reservoir an Rätseln und Abenteuern auf mich wartete, hatte ich über Gebühr lange gefrönt. Jetzt wurde mir klar, daß das Reservoir Jahr für Jahr überschaubarer und letztlich endlich geworden war. Daß es hinterm Horizont wahrscheinlich nichts mehr zu entdecken gab, was ich nicht schon aus den neuen Medien kannte, und falls doch: daß ich dort niemals mehr wirklich allein sein würde in einer tatsächlich *fremden* Fremde. Mit der großen Freiheit, wie ich sie ein paar Jahrzehnte ausgekostet und, vor allem, von der ich auch zu Hause geträumt hatte, war es wirklich und endgültig vorbei.

Immer gibt es jemanden, der einen größeren Tiger im Dschungel gesehen hat als man selbst, immer jemanden, der eine ekelhaftere Speise aufgetischt bekam, der höhere Berge erklimmen und größere Meere austrinken durfte. Doch Grenzerfahrungen lassen sich auch schon *am Fuß* des Kilimandscharo machen oder, ganz ohne Höllenritt und Hardcore-Trip, in einem Kloster des Zen-Buddhismus. Auch ich betreibe das Reisen mit zum Teil ehrgeizigen und manchmal sogar vermessenen Ambitionen, zumindest für meine Verhältnisse. In der Hauptsache jedoch ist Reisen für mich praktische Philosophie. Den Wert einer Reise bemesse ich nicht nach ihrem Schwierigkeitsgrad, ihrer Exotik oder sonstigen Rahmenbedingungen, sondern nach den Erkenntnissen, die auf den Wegen der Neugier als Stolpersteine lagen. Erleuchtung lauert überall, ob in den Hochgebirgswüsten Tadschikistans oder am Ballermann in Mallorca. In beiden Fällen muß man bloß mit dem gleichen Blick hinsehen. (...)



- **2.1.1 Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts**

### *Einleitungstext*

*Vor knapp 200 Jahren schrieb Joseph von Eichendorff die Novelle „aus dem Leben eines Taugenichts“.*

*Das Eingangskapitel zeigt aus der Sicht des Ich-Erzählers die Grundsituation und den Grundkonflikt: Aufbruch aus der Welt des Müllers und der Mühle mit ihrem hamsterradähnlichen Tag für Tag sich wiederholenden Arbeitsmühsal. Der Ich-Erzähler will weg, wohin weiß er nicht genau, aber als Sehnsuchtsland nennt er den Süden. Ohne Plan, ohne Logistik, ohne Geld – nur fort. Aussteigen!*

*Die Personen dieser Novelle lassen sich in zwei Gruppen einteilen: einerseits die Romantiker und (Lebens-)Künstler, die optimistisch und mutig in die Zukunft blicken und das Leben wander- und abenteuerlustig auf sich zukommen lassen. Sie streben nach Individualität und Freiheit und distanzieren sich von den vorgegebenen Verhaltensmustern der arbeitenden bürgerlichen Gesellschaft. „Taugenichtse“ in den Augen dieser Gesellschaft.*

*Andererseits sind da die „Philister“, die ein bodenständiges, eintöniges und pedantisches Spießbürgerdasein fristen und den „Faulpelzen“ und „Lümmeln“ missgünstige Moralpredigten halten.*

### **Joseph Freiherr von Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts**

#### **Erstes Kapitel**

Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte emsig vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Türschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen; mir war so recht wohl in dem warmen Sonnenscheine. Da trat der Vater aus dem Hause; er hatte schon seit Tagesanbruch in der Mühle rumort und die Schlafmütze schief auf dem Kopfe, der sagte zu mir: «Du Taugenichts! da sonnst du dich schon wieder und dehnt und reckst dir die Knochen müde und läßt mich alle Arbeit allein tun. Ich kann dich hier nicht länger füttern. Der Frühling ist vor der Tür, geh auch einmal hinaus in die Welt und erwirb dir selber dein Brot.» – «Nun», sagte ich, «wenn ich ein Taugenichts bin, so ists gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.» Und eigentlich war mir das recht lieb, denn es war mir kurz vorher selber eingefallen, auf Reisen zu gehen, da ich die Goldammer, welche im Herbst und Winter immer betrübt an unserm Fenster sang: «Bauer, miet mich, Bauer, miet mich!» nun in der schönen Frühlingszeit wieder ganz stolz und lustig vom Baume rufen hörte: «Bauer, behalt deinen Dienst!»

Ich ging also in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig spielte, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groschen Geld mit auf den Weg, und so schlenderte ich durch das lange Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche Freude, als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie gestern und vorgestern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen sah, während ich so in die freie Welt hinausstrich. Ich rief den armen Leuten nach allen Seiten stolz und zufrieden Adjes zu, aber es kümmerte sich eben keiner

sehr darum. Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte.

- 3 -

Und als ich endlich ins freie Feld hinauskam, da nahm ich meine liebe Geige vor und spielte und sang, auf der Landstraße fortgehend:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,  
Den schickt er in die weite Welt,  
Dem will er seine Wunder weisen  
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,  
Erquicket nicht das Morgenrot,  
Sie wissen nur vom Kinderwiegen,  
Von Sorgen, Last und Not um Brot.

(...)

Indem, wie ich mich so umsehe, kömmt ein köstlicher Reisewagen ganz nahe an mich heran, der mochte wohl schon einige Zeit hinter mir drein gefahren sein, ohne daß ich es merkte, weil mein Herz so voller Klang war, denn es ging ganz langsam, und zwei vornehme Damen steckten die Köpfe aus dem Wagen und hörten mir zu. Die eine war besonders schön und jünger als die andere, aber eigentlich gefielen sie mir alle beide. Als ich nun aufhörte zu singen, ließ die ältere stillhalten und redete mich holdselig an: «Ei, lustiger Gesell, Er weiß ja recht hübsche Lieder zu singen.» Ich nicht zu faul dagegen: «Euer Gnaden aufzuwarten, wüßt ich noch viel schönere.» Darauf fragte sie mich wieder: «Wohin wandert Er denn schon so am frühen Morgen?» Da schämte ich mich, daß ich das selber nicht wußte, und sagte dreist: «Nach Wien»; nun sprachen beide miteinander in einer fremden Sprache, die ich nicht verstand. Die jüngere schüttelte einige Male mit dem Kopfe, die andere lachte aber in einem fort und rief mir endlich zu: «Spring Er nur hinten mit auf, wir fahren auch nach Wien.» Wer war froher als ich! Ich machte eine Reverenz und war mit einem Sprunge hinter dem Wagen, der Kutscher knallte, und wir flogen über die glänzende Straße fort, daß mir der Wind am Hute pfiff.

Hinter mir gingen nun Dorf, Gärten und Kirchtürme unter, vor mir neue Dörfer, Schlösser und Berge auf, unter mir Saaten, Büsche und Wiesen bunt vorüberfliegend, über mir unzählige Lerchen in der klaren blauen Luft – ich schämte mich, laut zu schreien, aber innerlichst jauchzte ich und strampelte und tanzte auf dem Wagentritt herum, daß ich bald meine Geige verloren hätte, die ich unterm Arme hielt. Wie aber denn die Sonne immer höher stieg, rings am Horizont schwere weiße Mittagswolken aufstiegen und alles in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und schwül und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern, da fiel mir erst wieder mein Dorf ein und mein Vater und unsere Mühle, wie es da so heimlich kühl war an dem schattigen Weiher, und daß nun

alles so weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei so kurios zumute, als müßt ich wieder umkehren; ich steckte meine Geige zwischen Rock und Weste, setzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und schlief ein.

- **2.1.2 Saint – Exupéry, Der kleine Prinz**

### ***Einleitungstext***

*Es ist eine der bekanntesten Erzählungen weltweit und bewegt viele Herzen: "Der kleine Prinz".*

*1943, also vor 75 Jahren, erschien die erste Ausgabe des Buchs, das für viele Momente im Leben Geltung hat..*

*"Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar", sagt der Fuchs zum kleinen Prinzen, kurz nachdem dieser ihm endgültig "Adieu" gesagt und sich auf den Weg gemacht hat - zurück zu seinem kleinen Planeten, den sieben Vulkanen und seiner Rose. "Adieu."*

*Es ist das wohl berühmteste Zitat aus dem kleinen Prinzen und wie das Buch selbst, wird auch dieses Zitat seine Gültigkeit nicht verlieren: "Das Buch wird immer aktuell sein, denn seine Botschaft wird auf der ganzen Welt verstanden", sagt sein französischer Verleger Alban Cerisier, der den kleinen Prinzen kennt und liebt. "Es geht um Gefühle, es geht um das Leben. Der kleine Prinz erzählt von seinem Universum, reist von Planet zu Planet, kommt auf die Erde. Diese Reise spricht jeden an, denn sie hinterfragt unseren Bezug zur Welt."*

### **Saint Exupéry, Der kleine Prinz**

(...)

Ich glaube, daß er zu seiner Flucht einen Zug wilder Vögel benutzt hat. Am Morgen seiner Abreise brachte er seinen Planeten schön in Ordnung. Sorgfältig fegte er seine tätigen Vulkane. Er besaß zwei tätige Vulkane, das war sehr praktisch zum Frühstückkochen. Er besaß auch einen erloschenen Vulkan. Da er sich aber sagte: Man kann nie wissen! fegte er auch den erloschenen Vulkan. Wenn sie gut gefegt werden, brennen die Vulkane sanft und regelmäßig, ohne Ausbrüche. Die Ausbrüche der Vulkane sind nichts weiter als Kamin-brände. Es ist klar: Wir auf unserer Erde sind viel zu klein, um unsere Vulkane zu kehren. Deshalb machen sie uns so viel Verdruß.

Der kleine Prinz riß auch ein bißchen schwermütig die letzten Triebe des Affenbrotbaumes aus. Er glaubte nicht, daß er jemals zurückkehren müsse. Aber alle diese vertrauten Arbeiten erschienen ihm an diesem Morgen ungemein süß. Und, als er die Blume zum letztenmal begoß und sich anschickte, sie unter den Schutz der Glasglocke zu stellen, entdeckte er in sich das Bedürfnis zu weinen.

»Adieu«, sagte er zur Blume.

Aber sie antwortete ihm nicht.

»Adieu«, wiederholte er.

Die Blume hustete. Aber das kam nicht von der Erkältung.

»Ich bin dumm gewesen«, sagte sie endlich zu ihm. »Ich bitte dich um Verzeihung. Versuche, glücklich zu sein.«

Es überraschte ihn, daß die Vorwürfe ausblieben. Er stand ganz fassungslos da, mit der Glasglocke in der Hand. Er verstand diese stille Sanftmut nicht.

»Aber ja, ich liebe dich«, sagte die Blume. »Du hast nichts davon gewußt. Das ist meine Schuld. Es ist ganz unwichtig. Aber du warst ebenso dumm wie ich. Versuche, glücklich zu sein ... Laß diese Glasglocke liegen! Ich will sie nicht mehr ...«

- 5 -

»Aber der Wind ...«

»Ich bin nicht so stark erkältet, daß ... Die frische Nachtluft wird mir gut tun. Ich bin eine Blume.«

»Aber die Tiere ...«

»Ich muß wohl zwei oder drei Raupen aushalten, wenn ich die Schmetterlinge kennenlernen will. Auch das scheint sehr schön zu sein. Wer wird mich sonst besuchen? Du wirst ja weit weg sein. Was aber die großen Tiere angeht, so fürchte ich mich nicht. Ich habe meine Krallen.«

Und sie zeigt treuherzig ihre vier Dornen. Dann fügte sie noch hinzu:

»Zieh es nicht so in die Länge, das ist ärgerlich. Du hast dich entschlossen zu reisen. So geh!«  
Denn sie wollte nicht, daß er sie weinen sähe. Es war eine so stolze Blume.

- **2.1.3 M. Bruns, Bhutan**  
**(aus: Götterspeise auf dem Dach der Welt)**

Bhutan? Ist das nicht so ein kleines Königsreich? Soll da die Luft nicht extrem dünn sein? Das hat was mit Glück zu tun, oder ...? Wirst du jetzt etwa Buddhistin? Nein, das werde ich sicher nicht mehr – nicht in diesem Leben. Aber lernen möchte ich, besser zu mir selbst zu finden – egal, wo ich bin. Und begreifen möchte ich, dass die Menschen, wie sie auch aussehen und welche Sprache sie sprechen, überall gleich sind. Und das sie glücklich sein wollen – alle. Die innere Ruhe, die Gelassenheit, die möchte ich schon von Buddha lernen. Und geruhsames Ankommen in einem Land wie diesem. So wie ich, nur wegen der Langsamkeit, wegen des gemächlichen Eintreffens, einmal mit dem Schiff in New York ankommen möchte.

Jetzt bin ich hier. In Bhutan. Dem immer noch wenig bereisten Land, südlich von Tibet, an den Himalaya geschmiegt, von den Giganten China und Indien und dem quirligen, auch aus allen Nähten platzenden Nepal umgeben. Am ganz anderen Ende der Welt. Dafür brauchen wir die Drugair, die Royal Bhutan Airlines, die schnell ist wie der Drache, das Wappentier des Königsreichs. Königlich ist alles in diesem Land und vieles reglementiert. In unseren Unterlagen steht: links ist der Mount Everest zu sehen, Sitzplätze können leider nicht vorab reserviert werden. Ich habe die falsche Seite erwischt, luge nur ein wenig über die Tragflügel hinweg, sehe Hohes, Weißes und freue mich auf die Fotoausbeute unserer Profis. Bekannt und gefürchtet ist der

Flughafen von Paro, der einzige des Landes, bei wohl allen Piloten der Welt, nicht wegen der immergrünen Berge, durch die sie lenken müssen, auch nicht wegen des grünschimmernden Flusses, an dem entlang sie vorbeisteuern müssen, sondern wegen der kurzen Bahn, auf der sie zwischen all dem landen müssen. Also werden wir von den Allerbesten gesteuert, also darf unser Gepäck höchstens zwanzig Kilo, das Handgepäck lediglich fünf Kilo wiegen. Für das ideale Landen und Starten, und das wollen wir ja schließlich, müssen zudem noch die Winde und die Temperaturen stimmen. Es kann durchaus passieren, dass eine Maschine an Bord bleiben muss, vielleicht auch die nächste und übernächste ... Schon da haben wir Glück gehabt.

„Drug Yul“, Land des Drachen, heißt der Boden, den wir betreten. „Bee happy, you are in Bhutan“, steht auf dem Begrüßungsbanner des hübsch bemalten Ankunftsgebäudes, wohin es aus der Maschine nur ein paar Schritte sind. Nach der Zollkontrolle erwartet uns Tenzin, unser Guide, mit einem strahlenden „Tashi Delek“, was so viel heißt wie: der Segen der Götter sei mit dir, oder einfach: viel Glück!

Er trägt, wie alle, Männer, Frauen, Kinder, der König, die Königin, also das ganze Volk – am Arbeitsplatz, in der Schule, somit eigentlich immer – die traditionelle Kleidung. Der kniekurze Gho der Männer ähnelt unserem Morgenmantel, ist meistens schwarz, oder kleinkariert in rotgrün. Ich habe mir die Umhängetechnik dieser handgewebten Stoffbahn genau erklären lassen: also das, was vom ziemlich engen Rock mit einer Kellerfalte oberhalb der Kniekehlen übrigbleibt, wird zunächst übereinandergeschlagen, an den Seiten eingesteckt und durch Hochziehen auf die entsprechende Länge gebracht. Der überschüssige Stoff wird dabei auf dem Rücken zu einer großzügigen Falte zusammengelegt und das Ganze von einem straffen Gürtel gehalten, wodurch der Stoff oberhalb der Taille einen Wust bildet, eine Art Tasche, ähnlich einen hochgezogenen Kängurubeutel. Ich habe beobachtet, wenn die Männer Handys, Schlüssel und was sonst noch in ihren Hosentaschen steckt, dort verstauen. Doch der Clou ist, und das macht das Männeroutfit so festlich: blütenweiße, abnehmbare Manschetten, die fast bis zum Ellenbogen reichen.

- 7 -

Müssen jeden Morgen gewechselt werden, sagt Tenzin mit großem Ernst.

Das scheint zu stimmen, niemals sah ich einen Flecken oder eine Falte.

Die Frauenmode verzichtet auf steif gestärkte Stulpen. Ihre Wickelröcke zur schlichten Bluse sind knöchellang – in Hosen sieht man nur Touristinnen.

Weniger als zwei Stunden im Land, und schon kommt mir alles, was bisher war, wie ein ferner Traum vor. Sogar unser Kleinbus, der für viele lange Stunden unser Zuhause sein wird, sieht heimelig aus. Die sonst üblichen Reise- oder Linienbusse gibt es hier nicht. Sie würden die Spitzkehren, die Schluchten, die Passhöhen nicht bewältigen können. Auch gibt es nur Sitzplätze, kein Klammern an Türen, kein Kauern auf Dächern wie ich es in anderen asiatischen Ländern gesehen habe. Unser großes Gepäck verschwindet auf der Reling unter einer Plane. Krishna, Bhutans bester Driver, wie wir ihn nennen, hilft Tenzin beim Packen, oder umgekehrt, manchmal auch das Hotelpersonal. Wenn es sein muss zweimal täglich, hinauf und hinunter über eine windige Leiter, im engen Rock und den weiten Flügelärmeln. Sie wissen damit umzugehen, haben sich nie

verheddert. Wie gut, dass niemand nach Sicherheitsgurten gefragt hat und wie gut, dass es keinen einzigen Tropfen geregnet hat. So fing es bestens an mit unserer Gelassenheit – und mit unserem Glück.

- 8 -

- **2.1.4 Delius, Der Spaziergang von Rostock nach Syracus**

#### **Einleitungstext**

*Märchenhaft, doch nicht erfunden.*

*«In der Mitte seines Lebens, im Sommer 1981, beschließt der Kellner Paul Gompitz aus Rostock, nach Syrakus auf der Insel Sizilien zu reisen. Der Weg nach Italien ist versperrt*

*durch die höchste und ärgerlichste Grenze der Welt, und Gompitz ahnt noch keine List, sie zu durchbrechen. Er weiß nur, dass er die Mauern und Drähte zweimal zu überwinden hat, denn er will, wenn das Abenteuer gelingen sollte, auf jeden Fall nach Rostock zurückkehren.» So beginnt F. C. Delius' Chronik einer modernen Schwejkiade. Im Juni 1988 gelingt es Gompitz, mit einer Jolle von Hiddensee nach Dänemark zu segeln. Delius erzählt von der Mühsal der Vorbereitungen, von der Hartnäckigkeit, wie Gompitz das Segeln lernte, sein Boot tarnte, Geld in den Westen schaffte, wie er gegen jede Gefahr eine List fand, immer etwas schlauer als die Staatssicherheit. Einfach auf sein Recht auf eine Bildungs- und Pilgerreise pochend, auf den Spuren Johann Gottfried Seumes, dessen «Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802» er seit Jugendzeiten im Kopf hat. Doch zunehmend irritiert ihn die Frage: «Wie kommst du am besten wieder zurück?»*

- 9 -

- 10 -

- 11 -

### **3.1.1 Herrndorf, Tschick (2010)**

#### **Einleitungstext**

*Zwei Jungs. Ein geknackter Lada. Eine Reise voller Umwege durch ein unbekanntes Deutschland.*

Kunstbücher, hast tapeziert und gewerkelt und ein paar Sachen um dich herum aufgehäuft. Das dulden sie, das fördern sie, die Habgier hätscheln und nach Besitz streben, obwohl das auch nicht gerade sozialistisch ist, die bürgerliche Anschafferei bis zur Datsche und all dem Ramsch, aber was nützt dir das, wenn du eingemauert bleibst!

Immer wieder hat er auf eine Änderung der Politik gehofft, auf Tauwetter, auf Bruderküsse gegen Minenfelder, auf Reisepässe als Weihnachtsgeschenke. Biermann wird ausgebürgert, und kurz drauf gibt es Bücher, in denen mehr steht als vorher. Lernen sie da oben endlich, dass wir zufriedener werden, wenn die Leine länger wird? Dann stehen einige Frechheiten von Italiens Kommunisten im «Neuen Deutschland», da muss doch was folgen. Die Italiener sind die letzte Hoffnung, dass ein bisschen frischer Wind ins sozialistische Lager weht. Es folgt nichts. Höchstens eine Krise. Krisen machen Mut. Es bleibt, wie es ist, also wird es schlimmer, als es ist. «Noch eins, Herr Ober!» Du schaffst was ran und siehst, wie alles in den Suff sinkt. Musst nüchtern bleiben und höllisch aufpassen und rechnen, wenn du wirklich rauswillst. Der Schlosser weiß, was man tut gegen den Rost. Aber auf dich hören sie nicht. Sie kriegen es immer wieder hin, dass man enttäuscht zum Hammer, zum Putzklappen, zur Literatur und Philosophie zurückkehrt. Mit mir nicht mehr. Die Mauer abtragen, das schaffst du nicht, aber das Schlupfloch finden, irgendwo wirst du ein Schlupfloch finden. «Noch eins, Paul!» Ein mieser Beruf, das Kellnern, aber du kriegst zweimal so viel Geld wie die meisten und bist freier als die meisten. Bloß keine Illusionen mehr auf dem Tablett. Die Farbe blättert überall, aber du kriegst keine Farbe. Zwanzig Jahre steht die Mauer, zwanzig wird sie noch stehn, und die Welt zerrt dir an den Nerven, das Westfernsehen, die

Bücher, die Kinderträume. Die sollen mich nicht mehr fertigmachen, ich geh jetzt meinen Weg, sagt sich Gompitz. Mein ganz persönlicher Fünfjahresplan: Ich geh meinen Weg allein, dahin, wo ich immer hinwollte, nach Syrakus wie Seume, und niemand darf davon wissen, auch nicht Helga!

Während er den Trabant über die F 110 durch Warrenzin, Zatnekow und Dargun steuert, versucht er sich an Seumes Route durch Italien zu erinnern. Das Buch mit dem witzigen Titel «Spaziergang nach Syrakus im Jahr 1802» hat er als Schüler gelesen und nie vergessen: ein Spaziergang! Auch ein Sachse, der Seume! Fast dreitausend Kilometer nach Italien und zurück!

Ohne Italien geht's nicht in die Kiste! Das ist die neue Parole. Weit, verrückt weit muss das Ziel sein, Seume das richtige Vorbild. Und gegen das Motorengeräusch des Zweitakters brüllt er die Namen der Städte, durch die Seume getipelt ist, schmeckt sie ab und wiederholt sie immer wieder: «Triest! Venedig! Ancona! Terni! Rom! Neapel! Palermo! Syrakus!»

*Mutter in der Entzugsklinik, Vater mit Assistentin auf Geschäftsreise: Maik Klingenberg wird die*

*großen Ferien allein am Pool der elterlichen Villa verbringen. Doch dann kreuzt Tschick auf. Tschick, eigentlich Andrej Tschichatschow, kommt aus einem der Asi-Hochhäuser in Hellersdorf, hat es von der Förderschule irgendwie bis aufs Gymnasium geschafft und wirkt doch nicht gerade wie das Musterbeispiel der Integration. Außerdem hat er einen geklauten Wagen zur Hand. Und damit beginnt eine unvergessliche Reise ohne Karte und Kompass durch die sommerglühende deutsche Provinz.*

Gesicht, um einen Kevin-Kurányi-Bart zu simulieren. Er sah allerdings nicht aus wie Kevin Kurányi, sondern wie ein Vierzehnjähriger, der sich Isolierband ins Gesicht geklebt hat. Am Ende riss er alles wieder runter und pappte sich einen kleinen, quadratischen Klebestreifen unter die Nase. Damit sah er aus wie Hitler, aber das wirkte aus einiger Entfernung tatsächlich am besten. Und weil wir eh in Brandenburg waren, konnte das auch keine politischen Konflikte geben.

Nur das Problem mit der Orientierung blieb.

«Du weißt schon, dass man mit einer Uhr die Himmelsrichtung bestimmen kann?» Tschick nahm seine Uhr ab. Ein altes, russisches Modell, noch zum Aufziehen. Er hielt sie zwischen uns hin, aber ich wusste nicht, wie das gehen sollte, und er wusste es auch nicht. Man musste wohl irgendwie einen Zeiger auf die Sonne richten, und dann zeigte der andere nach Norden oder so. Aber um kurz vor elf zeigten beide Zeiger auf die Sonne, da war also schon mal eindeutig nicht Norden.

«Vielleicht zeigt er auch nach Süden», sagte Tschick.

«Und um halb zwölf ist Süden dann da?»

«Oder es ist wegen Sommerzeit. Im Sommer funktioniert es nicht. Ich dreh mal eine Stunde zurück.»

«Und was soll das ändern? In einer Stunde wandert der Zeiger einmal rum. Die Himmelsrichtung dreht sich doch nicht dauernd.»

«Also, ich würde sagen, wenn wir nicht genau wissen, wo Süden ist, fahren wir einfach Sandpiste», sagte Tschick und band die Uhr wieder um. «Da ist weniger los.»

Und wie immer hatte er recht. Es war eine gute Entscheidung. Eine Stunde lang begegnete uns kein Auto mehr. Wir waren jetzt irgendwo, wo es nicht mal mehr Häuser am Horizont gab. Auf einem Feld lagen Kürbisse, so groß wie Medizinbälle.

*Eine Reise durch das östliche Europa bis nach Isfahan*  
*Einleitungstext*

*Im Auftrag des „Spiegel“ reiste Navid Kermani durch für ‚Westler‘ weitgehend unbekanntes Terrain. Daraus entstanden ist ein Tagebuch der besonderen Art. Spannend und mitreißend wie ein Roman, detailliert und kenntnisreich wie ein Bericht, originell, sachkundig und informativ wie ein Essay.*

*Ein immer noch fremd anmutendes, von Kriegen und Katastrophen zerklüftetes Gebiet beginnt östlich von Deutschland und erstreckt sich über Russland bis zum Orient. Navid Kermani ist entlang den Gräben gereist, die sich gegenwärtig in Europa neu auf tun: von seiner Heimatstadt Köln nach Osten bis ins Baltikum und von dort südlich über den Kaukasus bis nach Isfahan, die Heimat seiner Eltern. Mit untrüglichem Gespür für sprechende Details erzählt er in seinem Reisetagebuch von vergessenen Regionen, in denen auch heute Geschichte gemacht wird.*

## **Navid Kermani, Entlang den Gräben**

Zweiter Tag

(...)

Sind die Züge nach Osten immer so leer? Peinlich es zu gestehen, aber ich war noch nie in Polen. Tief im Westen Deutschlands geboren und aufgewachsen, schauten wir immer nach Frankreich, Italien, zu den Vereinigten Staaten; selbst den Orient kannten wir besser als den Osten des eigenen Landes. Jetzt fährt der Zug über die Oder, die noch ein richtiger Fluß zu sein scheint, nicht so verbaut und begradigt, die Ufer sich selbst überlassen. Keine dreißig Sekunden in Polen, und schon sieht der Osten urwüchsig aus wie in den Büchern von Andrzej Stasiuk. Aber klar, die Plattenbauten kommen auch sofort, dreißig Sekunden später.

In Posen verpasse ich beinahe den Anschluß nach Breslau, weil ich mich trotz aller Reiseerfahrung am Bahnhof nicht zurechtfinde und niemanden verstehe, dem ich mein Ticket hinhalte. Und dann bleibe ich auch noch an der Bahnhofsbäckerei stehen: Wenn ich etwas für typisch deutsch hielt, war es das Vollkornbrot, und nun geht mir auf, daß die Polen oder jedenfalls die Posener das Brot genauso dunkel backen und Deutschland kulinarisch mehr dem Osten angehört als dem Westen oder gar dem Süden Europas, der erst in den letzten Jahrzehnten in die deutsche Küche Einzug gehalten hat. Nicht die Weißwurst-, sondern die Weißbrotgrenze ist es, die den Kontinent historisch teilt. Vor den Weltkriegen ordnete man Deutschland zusammen mit Polen, Tschechien oder Ungarn wie selbstverständlich Mitteleuropa zu und legten deutsche Intellektuelle Wert darauf zu erklären, was ihr Land vom Westen trennt.

Als ich endlich wieder im Zug sitze, wundere ich mich, daß selbst in der ersten Klasse kein Platz frei ist, als ob die Polen sich nur innerhalb des eigenen Landes bewegten.

In Breslau erklärt mir der Leiter des Willy-Brandt-Zentrums, der Historiker Krzysztof Ruchniewicz, Helmut Kohl sei in Polen weitaus beliebter als das Vorbild meiner westdeutschen, friedensbewegten Generation. Richtig, Brandt habe zwar die Oder-Neiße-Grenze anerkannt, aber später die antikommunistische Opposition nicht unterstützt und sich beim Polenbesuch 1985 geweigert, den Friedensnobelpreisträger Lech Wałęsa zu treffen. Würde ich mich auf dem Platz vor der Synagoge umhören, wo wir in einem der Cafés sitzen, wüßte kaum jemand etwas mit dem Namen des Bundeskanzlers anzufangen, und das wären die Gebildeten. Von dem Kniefall hatte 1970 schließlich kaum ein Pole gehört, merkt Ruchniewicz an; das Photo wurde ein einziges Mal in einer jüdischen Zeitung und danach nur retuschiert oder zur Hälfte veröffentlicht – Brandt ohne Knie. Überhaupt, so elementare Tatsachen, die man nicht im Kopf hat, wenn man ein paar Kilometer weiter westlich aufgewachsen ist –, daß ausnahmslos jeder Breslauer den ominösen «Migrationshintergrund» hat und es 1945 zu einem vollständigen Bevölkerungsaustausch kam, alle sechshunderttausend Deutsche vertrieben wurden oder genaugenommen mehr, weil Schlesien als Luftschutzkeller Deutschlands galt und viele Flüchtlinge aus den Westgebieten hier lebten. Die Juden wurden gleich zweimal vertrieben, nein, dreimal: das erste Mal von den Deutschen in die Züge gepfercht, die nach Auschwitz, Theresienstadt oder Majdanek fuhren; die wenigen Juden, die in Breslau überlebt hatten, nach dem Krieg als Deutsche; schließlich diejenigen, die mit den anderen Polen in die Stadt umgesiedelt wurden, wiederum als Juden. Man weiß das alles nur vage, weil wir im Schulunterricht, wenn überhaupt, nur verschämt über die Gebiete sprachen, die nicht mehr deutsch sind. Aber auch in Polen selbst, bemerkt Ruchniewicz, erinnere man sich an die eigene Vergangenheit nur schemenhaft und sehe Polen ausschließlich als Opfer. Zumal die neue, konservative Regierung jedes Wort über die Vertreibung der Juden, geschweige denn der Deutschen, vermeide.

Ich versuche mir vorzustellen, wie die Polen, die ihrerseits zum größten Teil aus der heutigen Ukraine vertrieben worden waren, in Breslau eintrafen, wie sie die eilig verlassenen Wohnungen der Deutschen betraten, die Kleiderschränke und Schubladen öffneten, wie der Schuster nach einer Schusterwerkstatt Ausschau hielt, der Arzt sich eine passende Praxis suchte, in den Schulen vielleicht noch die Zeichnungen der vorigen Klassen hingen, der Kittel des Hausmeisters, der Hut des Direktors, mit deutschem Etikett – und wenn er dem neuen Direktor paßte? Man denkt, das Leben kann gar nicht weitergehen, wenn eine Stadt alle ihre Bewohner und mit den Bewohnern ihre Geschichte verliert, und dann sieht es ein paar Jahrzehnte später doch so aus, als hätten niemals andere Menschen in Breslau gelebt. (...)



- **3.1.3 Jack Kerouac, Unterwegs (on the road)**

### **Einleitungstext**

*Unterwegs (Originaltitel On the Road) ist ein Roman des US-amerikanischen Schriftstellers Jack Kerouac, der 1957 veröffentlicht wurde. Das Buch gilt als Manifest der so genannten "Beatniks" und als einer der wichtigsten Texte der "Beat Generation".*

*Der Inhalt des Romans lässt sich mit der Phrase „Sex, Drugs 'n' Jazz“ charakterisieren. Die beiden Hauptfiguren, Dean Moriarty und der Erzähler Sal Paradise, begeben sich auf verschiedene Reisen durch die USA und Mexico, um sich dem Rausch, den Frauen und dem Jazz hinzugeben – wobei sie als "Hipster" nicht Mainstream-Jazz, sondern den neuen, härteren Bebop hören.*

*Die beiden trampen, springen auf Güterzüge auf, fahren mit Greyhound-Bussen, auf LKW-Pritschen oder mit gestohlenen Autos quer über den nordamerikanischen Kontinent und zurück.*

*Übrigens: „Unterwegs“ war eines der Vorbilder für den Kultfilm „Easy Rider“.*

### **Jack Kerouac, Unterwegs**

Stellt euch vor, ihr werft an dessen geheimnisvoller Quelle oben bei Saratoga eine Rose in den Hudson River, und dann denkt an all die Orte, an denen sie auf ihrer endlosen Reise aufs Meer hinaus vorbeischwimmt . . . stellt euch das prächtige Hudson Valley vor. Da trampete ich also hinauf.

Fünf verschiedene Fahrer brachten mich zur ersehnten Bear Mountain Bridge, wo die Route 6 aus Neuengland dazukam. Ich hatte Visionen von ihr gehabt, mir aber nicht träumen lassen, dass sie so aussehen würde. Erstens mal regnete es in Strömen, als ich dort abgesetzt wurde. Es war bergig. Die 6 kam aus der Wildnis, wand sich um einen Kreisel (also nach Überquerung der Brücke) und verschwand wieder in der Wildnis. Nicht nur gab es keinen Verkehr, es schüttete auch wie aus Kübeln, und ich konnte mich nirgends unterstellen.

Ich suchte Schutz unter ein paar Kiefern, aber das half nicht viel; ich fing an zu heulen und zu fluchen und schlug mir an den Schädel, weil ich so ein Vollidiot gewesen war. Ich steckte sechzig Kilometer nördlich von New York, die ganze Fahrt hier hoch hatte ich mich geärgert, weil ich mich an diesem meinem großen Eröffnungstag nur nach Norden bewegte und nicht in den gewünschten, den heißersehten Westen. Jetzt saß ich in der nördlichsten aller Sackgassen fest. Ich lief einen halben Kilometer zu einer pittoresken verlassenen Tankstelle im englischen Stil und stellte mich unter den tropfenden Dachvorsprung. Von hoch über meinem Kopf schickte der große haarige Bear Mountain Donnerschläge herab, die mich das Fürchten lehrten.

Ich sah nichts als dunstverhangene Bäume und eine düstere Wildnis, die bis zum Himmel reichte. «Was zum Teufel hab ich hier oben zu suchen?», fluchte ich und schrie nach Chicago . . . , «die hauen jetzt alle auf die Pauke, die unternehmen was, und ich komm da nicht hin, wann komm ich da endlich hin?» und so weiter . . . Endlich hielt ein Wagen an der verlassenen Tankstelle, der Mann und die beiden Frauen darin beugten sich über eine Karte. Ich ging zu ihnen und gestikulierte im Regen; sie überlegten; ich sah natürlich wie ein Verrückter aus mit meinen tiefenden Haaren und den quatschnassen Schuhen . . . meine Schuhe, ich Blödmann hatte mexikanische Huaraches an, die, wie später jemand in Wyoming meinte, garantiert keimen würden, wenn man sie in die Erde steckte –pflanzenartige Siebe, die für Amerikas Regennacht und die ganze nasskalte Straßennacht einfach nicht geschaffen waren.

- 17 -

Aber sie ließen mich einsteigen und fuhren mich nach Newburgh zurück, was für mich das kleinere Übel war im Vergleich dazu, die ganze Nacht in der Wildnis am Bear Mountain festzusitzen. «Außerdem», sagte der Mann, «gibt es keinen Durchgangsverkehr auf der 6 . . . wenn Sie nach Chicago wollen, nehmen Sie lieber den Holland-Tunnel in NY und stellen sich dann Richtung Pittsburgh auf», und damit hatte er natürlich recht. Mein Traum war einfach Murks, diese dämliche, am Kamin geborene Schnapsidee, wie toll es doch wäre, einer einzigen dicken roten Linie quer durch Amerika zu folgen, statt mich an verschiedene Straßen und Wege zu halten.

Das war meine tragische Route 6 –und es sollten noch mehr kommen. In Newburgh hörte es auf zu

regnen, ich ging zum Fluss runter, und dann musste ich mir auf der Rückfahrt nach NY den Bus auch noch mit einer Abordnung von Lehrern teilen, die ein Wochenende in den Bergen verbracht hatten – plapperplapper, blabla, ich verfluchte mich, weil ich so viel Zeit und Geld zum Fenster rausgeworfen hatte, und sagte mir, «ich wollte nach Westen, und stattdessen bin ich den ganzen Tag und die ganze Nacht rauf und runter, nach Norden und Süden gefahren wie einer, der einfach nicht in die Gänge kommt». Und ich schwor mir, morgen würde ich Chicago erreichen, und damit das auch klappte, nahm ich den Bus dorthin und gab dafür den größten Teil meines Geldes aus, was mir aber scheißegal war, solange ich nur am Tag dar auf in diesem blöden Chicago ankam. Um 2 Uhr morgens fuhr der Bus vom Busbahnhof an der 34th Street ab, sechzehn Stunden, nachdem ich auf meinem Weg zur Route 6 mehr oder weniger daran vorbeigekommen war. Belämmert ließ sich mein Schwachmatenarsch nach Westen karren. Aber wenigstens war ich endlich unterwegs.

Die Fahrt nach Chicago muss ich nicht groß beschreiben, das war eine normale Busfahrt mit schreienden Babys, manchmal heißer Sonne und Landeiern, die in Pennsylvania von Stadt zu Stadt zustiegen, (...)

Nachdem ich den ganzen Tag durchgeschlafen hatte, zog ich mir Chicago rein. Den Wind vom Lake Michigan, ... lange Streifzüge durch South Halsted und North Clark und nach Mitternacht dann einen langen Spaziergang in den Asphaltschungel, wo mir ein Streifenwagen folgte, dem ich verdächtig vorkam.

Damals, 1947, verbreitete sich der Bop in Amerika wie wahnsinnig, hatte sich aber noch nicht zu dem entwickelt, was er heute ist. Die Burschen im Loop bliesen ihn zwar, aber auf eine müde Weise, weil Bop noch irgendwo zwischen Charlie Parkers «Ornithology»-Phase und einer anderen Phase feststeckte, die eigentlich erst mit Miles Davis richtig losging. Und während ich dasaß und dieser Musik der Nacht lauschte, deren Inbegriff sie inzwischen für uns alle geworden war, dachte ich an meine Freunde vom einen Ende des Landes zum anderen und wie sie sich eigentlich alle in demselben riesigen Hinterhof tummelten und so hektisch hienieden herumhetzten. Und am nächsten Nachmittag machte ich mich zum ersten Mal im Leben nach Westen auf. Es war ein warmer und *schöner Tag fürs Trampen. (...)*

- 18 -

- **4.1.1 Süsskind, Das Parfum**

### **Einleitungstext**

*Patrick Süsskinds Roman „Das Parfum“ aus dem Jahr 1985 wurde schnell ein Weltbestseller. Der Roman erzählt das Leben von Jean-Baptiste Grenouille (zu deutsch „Frosch“), der mit einem phänomenalen Geruchssinn, aber ohne jeden Eigengeruch auf die Welt kommt. In seiner Kindheit und Jugend ist er als Waise vielen Demütigungen ausgesetzt, gegen die ihn jedoch sein starker Überlebenswille schützt. Durch den Erwerb eines Gesellenbriefs emanzipiert, lebt er zunächst als Eremit. Später wird er zum Mörder, als er seine Vision, „der größte Parfumeur aller Zeiten“ zu werden, in die Tat umsetzt. Sein krönendes Parfum verschafft ihm scheinbar unbegrenzte Macht, führt ihn am Ende aber in die Desillusionierung und zum Scheitern.*

*Am 17. Juli 1738 kommt Grenouille unter dem Schlachtisch einer Fischbude „am allerstinkendsten Ort des gesamten Königreichs“ zur Welt. Seine Mutter, eine Fischhändlerin, will ihn mitsamt den Fischresten in der Seine entsorgen, so wie sie es schon mit ihren vier früheren*

*Totgeburten getan hat. Grenouille jedoch stößt einen derart durchdringenden Schrei aus, dass Passanten auf ihn aufmerksam werden und er gerettet wird. Selbst ohne Eigengeruch, entdeckt und entwickelt er seinen phänomenalen Geruchssinn. Der folgende Textauszug zeigt ihn „am Ziel“ seiner Bemühungen, die handwerklichen Fähigkeiten zur Gewinnung und Konservierung von Gerüchen zu erlangen.*

## **Süskind, Das Parfum**

### DRITTER TEIL

Während Grenouille für die erste Etappe seiner Reise durch Frankreich sieben Jahre gebraucht hatte, brachte er die zweite in weniger als sieben Tagen hinter sich. Er mied die belebten Straßen und die Städte nicht mehr, er machte keine Umwege. Er hatte einen Geruch, er hatte Geld, er hatte Selbstvertrauen, und er hatte es eilig.

Schon am Abend des Tages, da er Montpellier verlassen hatte, erreichte er Le Grau-du-Roi, eine kleine Hafenstadt südwestlich von Aigues -Mortes, wo er sich auf einen Lastensegler nach Marseille einschiffte. In Marseille verließ er den Hafen gar nicht erst, sondern suchte gleich ein Schiff, das ihn weiter die Küste entlang nach Osten brachte. Zwei Tage später war er in Toulon, nach drei weiteren Tagen in Cannes. Den Rest des Weges ging er zu Fuß. Er folgte einem Pfad, der landeinwärts nach Norden führte, die Hügel hinauf.

Nach zwei Stunden stand er auf der Kuppe, und vor ihm breitete sich ein mehrere Meilen umfassendes Becken aus, eine Art riesiger landschaftlicher Schüssel, deren Umgrenzung ringsum aus sanft ansteigenden Hügeln und schroffen Bergketten bestand und deren weite Mulde mit frischbestellten Feldern, Gärten und Olivenhainen überzogen war.

Es lag ein völlig eignes, sonderbar intimes Klima über dieser Schüssel. Obwohl das Meer so nah war, daß man es von den Hügelkuppen aus sehen konnte, herrschte hier nichts Maritimes, nichts Salzig - Sandiges, nichts Offenes, sondern stille Abgeschiedenheit, ganz so, als wäre man viele Tagesreisen von der Küste entfernt. Und obwohl nach Norden zu die großen Gebirge standen, auf denen noch der Schnee lag und noch lange liegen würde, war hier nichts Rauhes oder Karges zu spüren und kein kalter Wind.

- 19 -

Der Frühling war weiter vorangeschritten als in Montpellier. Ein milder Dunst deckte die Felder wie eine gläserne Glocke. Aprikosen - und Mandelbäume blühten, und die warme Luft durchzog der Duft von Narzissen.

Am anderen Ende der großen Schüssel, vielleicht zwei Meilen entfernt, lag, oder besser gesagt, klebte an den ansteigenden Bergen eine Stadt. Sie machte aus der Entfernung gesehen keinen besonders pompösen Eindruck. Da war kein mächtiger Dom, der die Häuser überragte, bloß ein kleiner Stumpfen von Kirchturm, keine dominierende Feste, kein auffallend prächtiges Gebäude. Die Mauern schienen alles andere als trutzig, da und dort quollen die Häuser über ihre Begrenzung hinaus, vor allem nach unten zur Ebene hin, und verliehen dem Weichbild ein etwas zerfleddertes

Aussehen. Es war, als sei dieser Ort schon zu oft erobert und wieder entsetzt worden, als sei er es müde, künftigen Eindringlingen noch ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen - aber nicht aus Schwäche, sondern aus Lässigkeit oder sogar aus einem Gefühl von Stärke. Er sah aus, als habe er es nicht nötig zu prunken. Er beherrschte die große duftende Schüssel zu seinen Füßen, und das schien ihm zu genügen.

Dieser zugleich unansehnliche und selbstbewußte Ort war die Stadt Grasse, seit einigen Jahrzehnten unumstrittene Produktions- und Handelsmetropole für Duftstoffe, Parfumeriewaren, Seifen

und Öle. Giuseppe Baldini hatte ihren Namen immer mit schwärmerischer Verzückung ausgesprochen. Ein Rom der Düfte sei die Stadt, das gelobte Land der Parfumeure, und wer nicht seine Spuren hier verdient habe, der trage nicht zu Recht den Namen Parfumeur.

Grenouille sah mit sehr nüchternem Blick auf die Stadt Grasse. Er suchte kein gelobtes Land der Parfumerie, und ihm ging das Herz nicht auf im Angesicht des Nestes, das da drüben an den Hängen klebte. Er war gekommen, weil er wußte, daß es dort einige Techniken der Duftgewinnung besser zu lernen gab als anderswo. Und diese wollte er sich aneignen, denn er brauchte sie für seine Zwecke. Er zog den Flakon mit seinem Parfum aus der Tasche, betupfte sich sparsam und machte sich auf den Weg. Anderthalb Stunden später, gegen Mittag, war er in Grasse.

Er aß in einem Gasthof am oberen Ende der Stadt, an der Place aux Aires. Der Platz war der Länge nach von einem Bach durchschnitten, an dem die Gerber ihre Häute wuschen, um sie anschließend zum Trocknen auszubreiten. Der Geruch war so stechend, daß manchem der Gäste der Geschmack am Essen verging. Ihm, Grenouille, nicht. Ihm war der Geruch vertraut, ihm gab er ein Gefühl von Sicherheit. In allen Städten suchte er immer zuerst die Viertel der Gerber auf. Es war ihm dann, als sei er, aus der Sphäre des Gestankes kommend und von dort aus die anderen Regionen des Orts erkundend, kein Fremdling mehr.

Den ganzen Nachmittag über durchstreifte er die Stadt. Sie war unglaublich schmutzig, trotz oder vielmehr gerade wegen des vielen Wassers, das aus Dutzenden von Quellen und Brunnen sprudelte, in unregelmäßigen Bächen und Rinnsalen stadtabwärts gurgelte und die Gassen unterminierte

oder mit Schlamm überschwemmte. Die Häuser standen in manchen Vierteln so dicht, daß für die Durchlässe und Treppchen nur noch eine Elle weit Platz blieb (...)

Dennoch, bei allem Schmutz, bei aller Schmutzigkeit und Enge, barst die Stadt vor gewerblicher Betriebsamkeit.

Nicht weniger als sieben Seifenkochereien machte Grenouille bei seinem Rundgang aus, ein Dutzend Parfumerie – und Handschuhmachermeister, unzählige kleinere Destillen, Pomadeateliers und Spezereien und schließlich einige sieben Händler, die Düfte en gros vertrieben.

Dies waren nun allerdings Kaufleute, die über wahre Duftstoffgroßkontore verfügten. Anzusehen war es ihren Häusern oftmals kaum. Die zur Straße hin gelegenen Fassaden sahen bürgerlich bescheiden aus. Doch was dahinter lagerte, auf Speichern und in riesenhaften Kellern, an Fässern

von Öl, an Stapeln von feinsten Lavendelseifen, an Ballons von Blütenwässern, Weinen, Alkoholen,  
an Ballen von Duftleder, an Säcken und Truhen und Kisten, vollgestopft mit Gewürzen... -  
Grenouille roch es in allen Einzelheiten durch die dicksten Mauern -, das waren Reichtümer, wie sie  
Fürsten nicht besaßen. (...)

- **4.1.2 Daniel Kehlmann, Die Vermessung der Welt**

### **Einleitungstext**

*Das Leben des Mathematikers und Astronomen Carl Friedrich Gauß, der in der Eingangsszene so schwer aus dem Bett kommt, wird mit den Abenteuern von Alexander von Humboldt verzahnt, der zwecks Naturerforschung Lateinamerika bereiste. Der eine, Gauß, leidet an den Zumutungen des Alters, am Gefangensein in einem schwachen Körper, der dem reinen Geist eine Frechheit ist. Der andere, Humboldt, leidet auf seinen Reisen unter Flöhen zwischen den Zehen, an ihn begehrenden Frauen, an heftigen Gewittern über dem reißenden Strom Orinoko, den er, durchnässt bis auf die Knochen, doch stets in preußische Uniform gekleidet, bezwingt.*

*Die Vermessung ist ein Roman über deutsche Manie und vermessene Unbedingtheit, über den aufkeimenden Nationalismus in der Romantik, über das amerikanische Zeitalter, das schließlich anbricht, über Zufall und Notwendigkeit – aber auch und vielleicht vor allem: über die Möglichkeit, auf die Unfertigkeit der Kreatur namens Mensch mit heiterer Menschenfreundlichkeit zu blicken.*

- **Daniel Kehlmann, Die Vermessung der Welt**

Der Schnee wurde höher. Bonpland rutschte aus und schlitterte bergab, nach kurzem geschah Humboldt dasselbe. Um ihre aufgeschürften Hände vor der Kälte zu schützen, wickelten sie sie in Schals. Humboldt betrachtete die Ledersohlen seiner Schuhe. Nägel, sagte er nachdenklich. Durch die Sohlen nach außen getrieben. Das bräuchten sie jetzt. Bald reichte der Schnee bis zu ihren Knien. Plötzlich schloss Nebel sie ein.

Humboldt maß die Inklination der Magnetnadel und bestimmte ihre Höhe mit dem Barometer. Wenn er sich nicht irre, führe der kürzeste Gipfelweg nordöstlich über den abgeflachten Hang, dann etwas nach links, dann steil aufwärts. (...)

Dort, sagte Humboldt und zeigte mit Entschiedenheit irgendwohin. (...)

Wegen der Felsspalten unter dem Schnee mußten sie langsam gehen. Einmal lichtete sich für Sekunden der Nebel, gab eine Schlucht neben ihnen frei und verhüllte sie wieder.

Dieses Zahnfleischbluten, sagte Humboldt vorwurfsvoll zu sich selbst, das sei doch kein Zustand, schämen müsse man sich. Auch Bonplands Nase blutete wieder, und in seinen Händen war trotz der Umwicklung kein Gefühl mehr. Er bat um Entschuldigung, sank auf die Knie und übergab sich. (...)

Oberhalb der Steilwand zerriß der Nebel. Sie sahen einige Fetzen blauen Himmels und den Kegel der Bergspitze. Die kalte Luft war sehr dünn: So tief man auch einatmete, man bekam kaum etwas in die Lunge. Bonpland versuchte seinen Puls zu messen, aber er verzählte sich immer wieder, und schließlich gab er auf. Sie betraten einen schmalen Steg, der bedeckt von Schnee über eine Felsspalte führte.

Voranschauen, sagte Humboldt. Nie hinunter! (...)

Bonpland setzte einen Fuß vor den anderen. Scheinbar stundenlang hörte er den Schnee knirschen und wußte, daß zwischen ihm und dem Abgrund nur Wasserkristalle waren. Bis zum Ende seines Lebens, mittellos und gefangen in der Einsamkeit Paraguays, konnte er sich die Bilder ins kleinste zurückrufen: die zerfasernden Dunstwölkchen, die helle Luft, die Schlucht am unteren Rand seines Blickfelds. (...)

Mit tastenden Schritten gingen sie den Felsenkamm entlang. Bonpland stellte fest, daß er eigentlich aus drei Personen bestand: einem, der ging, einem, der dem Gehenden zusah, und einem, der alles unablässig in einer niemandem verständlichen Sprache kommentierte. Versuchsweise gab er sich eine Ohrfeige. Das half ein wenig, und für einige Minuten dachte er klarer. Nur änderte es nichts daran, daß dort, wo der Himmel sein sollte, jetzt der Erdboden hing und sie verkehrt herum, also mit dem Kopf nach unten, abwärts stiegen. Aber es ergebe auch Sinn, sagte Bonpland laut. Schließlich seien sie auf der anderen Seite der Erde. (...)

Vor ihnen fiel ein Spalt wohl vierhundert Fuß in die Tiefe. Drüben ging es weiter, und von dort schien der Gipfel nicht mehr weit. (...) Langsam, wie gegen einen Widerstand, ging Humboldt in die Knie und öffnete den Behälter mit dem Barometer. Irgendwie brachte er es fertig, ein Feuer anzuzünden und einen kleinen Topf mit Wasser zu erhitzen. Er könne sich nicht auf das Barometer verlassen, erklärte er, und auch nicht auf seinen Kopf, er müsse die Höhe nach dem Siedepunkt bestimmen. Seine Augen waren schmal, seine Lippen zitterten von der Anstrengung der Konzentration. Als das Wasser kochte, maß er die Temperatur und las die Uhr ab. Dann holte er den Schreibblock hervor. Er zerknüllte ein halbes Dutzend Blätter, bis seine Hand ihm soweit gehorchte, daß er Zahlen schreiben konnte. (...)

Bonpland fragte, ob das heute noch etwas werde. (...)

Fertig sagte Humboldt. Er dürfe ihm mitteilen, daß sie sich auf einer Höhe von achtzehntausendsechshundertneunzig Fuß befänden. Ja hallelujah, sagte Bonpland. Das mache sie zu den Menschen, die am weitesten nach oben vorgedrungen seien. Keiner habe sich je soweit von der Meereshöhe entfernt.

Aber der Gipfel?

Mit oder ohne Gipfel, es sei Weltrekord. (...)

Man könnte, sagte Bonpland, auch einfach behaupten, man wäre oben gewesen.

Humboldt sagte, er wolle das nicht gehört haben.

Er habe das auch nicht gesagt. Das sei der andere gewesen!

Überprüfen könne es ja keiner, sagte Humboldt nachdenklich.

Eben, sagte Bonpland.

Er habe das nicht gesagt, rief Humboldt.

Was gesagt, fragte Bonpland.

*Sie sahen einander ratlos an.*

- **4.1.3 George Sand, Ein Winter auf Mallorca**

### **Einleitungstext**

*Im November 1838 reisen George Sand und Frédéric Chopin nach Mallorca. Erst nach längerer Suche findet das Liebespaar Unterkunft – im verlassenen Kloster von Valldemosa. Hier, in der Abgeschlossenheit der Landschaft, fernab von Bevölkerung und Komfort, genießen die beiden das Leben und finden zur Ruhe.*

*Von milder Ironie bis zum bitteren Sarkasmus: George Sand beherrscht die ganze Palette des Spotts. Und doch schafft sie, was man dieser verwöhnten Großstadtdiva nicht zugetraut hätte: sich trotz widriger Umstände (ein lungenkranker Lebensgefährte – Frederic Chopin -, wochenlangender Dauerregen, unfreundliche Einheimische) an der herben Schönheit dieser Insel zu berauschen.*

*"Ein Winter auf Mallorca" - was für ein schönes November-Buch auch über die Musik Chopins. Und über eine nasskalte und faszinierende Insel. Eine wunderbare Lektüre, vor allem wenn man selber im Trockenen und Warmen sitzt. Wie schreibt George Sand über Chopins "Regentropfen"-Prélude, das auf Mallorca entstand? "Für diese Komposition hatte er gewiss die vielen Regentropfen, die auf die Ziegel der Kartause prasselten, ohne es zu merken, in sich aufgenommen, aber danach hatten diese sich in seiner Phantasie und in seinem inneren Gesang in Tränen verwandelt, die vom Himmel ihm ins Herz getropft waren."*

### **George Sand, Winter auf Mallorca**

"Mallorca hatte ich auf Empfehlung von Leuten gewählt, die sich einbildeten, Klima und Verhältnisse auf der Insel gut zu kennen. Sie hatten aber in Wahrheit keine Ahnung." ( Histoire de ma vie)

"Am ersten Novembertag des Jahres 1838 kamen wir in Palma an, es war so warm wie bei uns im Juni. (...) Aber die Schwierigkeit eine geeignete Unterkunft zu finden, machte uns bald Kummer." (Un Hiver a Mallorque/ Ein Winter auf Mallorca)

Mitte November bezogen George Sande und Chopin "Sont Vent", das Haus des Windes.

"Liebe Freundin ich schreibe Ihnen in Eile. Ich verlasse die Stadt und werde mich auf dem Land einrichten, ich habe ein hübsches möbliertes Haus gefunden mit einem Garten und in herrlicher Lage für 50 Frs im Monat(...). Wir hatten Mühe, in diesem Land unterzukommen (...) denn hier vermietet man nichts und verkauft man nichts (...) Doch das Land, die Natur, die Bäume, der Himmel, das Meer und die Sehenswürdigkeiten übersteigen alle meine Träume." ( Brief an Charlotte Marliani vom 14.11.1838)

- 24 -

Nach drei Wochen setzte die Regenperiode ein. Das Haus wurde unbewohnbar, eiskalt, feucht. Chopin begann zu husten.

"Von diesem Augenblick an wurden wir zum Gegenstand des Schreckens für die Bevölkerung. Man bezichtigte und überführte uns der Lungenschwindsucht, die nach der vorgefaßten Meinung der spanischen Medizin der Pest gleichkommt (...) Ein zweites Wunder geschah und bescherte uns ein Winterasyl. " (Un hiver a Mallorque)

Dieses Winterasyl war die Kartause von Valldemossa. Der Aufenthalt in Valldemossa war "in vielerlei Hinsicht ein entsetzliches Fiasco".

"Wir hatten alle nur erdenkliche Mühe, uns die einfachsten Lebensmittel zu beschaffen, obwohl sie auf der Insel im Überfluß produziert werden und dies dank der äußersten Unehrllichkeit und Raffgier der Bauern (...) Immerhin waren wir recht und schlecht untergebracht. Diese Behausung war von einer unvergleichlichen Poesie, wir sahen keine lebende Seele. (...) Chopin komponierte Meisterwerke (...) Doch die Brust meines armen Freundes wurde immer schlimmer. Das schöne Wetter wollte nicht wiederkehren (...) Endlich entschlossen wir uns, um jeden Preis abzureisen (...) Bei der Ankunft in Palma hatte Chopin einen entsetzlichen Blutsturz, am nächsten Morgen schifften wir uns ein mit dem einzigen Dampfschiff dieser Insel, das zum Transport der Schweine nach Barcelona dient. Es gibt keine andere Möglichkeit, diese verfluchte Insel zu verlassen (...) Spanien ist ein hassenswertes Land (...) Endlich sind wir in Marseille." (Brief an Francois Rollinat vom 08.03.1839)

